



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Braun, Karl: Albert Oppermann`s letztes Werk. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ebemäßige Verstärkung dieser ursprünglich aus gemäßigten konservativen und altliberalen Elementen zusammengewachsenen Partei und der Nationalliberalen zu erwarten ist, steht dahin, läßt sich aber bei dem für Mittelparteien günstigen Zuge der Reform, der in unser deutsches öffentliches Leben gekommen ist, wohl erwarten.

Auch unsere konservativen Elemente tragen dem Geiste der Zeit Rechnung. Nachdem sie sich im Laufe der Jahre 1867—69 allmählich, aber schwer, an das früher von ihnen verpönte Wort National gewöhnt haben, ergreifen sie seit zwei Monaten in der Kreuzzeitung und in parlamentarischer Rede die Idee des Staatenhauses aus der verwunschenen Reichsverfassung von 1849. Sogar im Herrenhause konnte man bei Gelegenheit der Verathung über die an Kaiser Wilhelm nach Versailles zu entsendende Adresse von unseren Ultratories Lanzen für das Staatenhaus brechen sehen. Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung beginnen jetzt auch die Männer, die sich bisher unterzeichneten: „Allerdings kein Freund von Constitution“, für Erweiterung und Befestigung parlamentarischer Institutionen in Deutschland zu agitiren.

d/1

Albert Oppermann's letztes Werk.

Von Karl Braun.

I.

Albert Oppermann's, des unermüdeten Rechtsfreundes und Abgeordneten, des Publicisten und Historikers, des Novellisten und Pamphletisten*) letztes Werk ist ein weit angelegter culturhistorischer Roman, genannt „Hundert Jahre“, weil es in der That während des ganzen lehtabgelaufenen Jahrhunderts, von 1770 — 1870, spielt.

Ghe wir die großen Romane von Karl Gutzkow, Berthold Auerbach und Gustav Freytag hatten, zehrten wir in Deutschland von dem Abfall der französischen Tafel. Wer kennt bei uns noch „den Grafen von Monte Christo,“ oder „die drei Muskettere der Königin“ von Alexander Dumas, dem Vater? Jeder, der nicht von Haus aus oder vermöge seiner Stellung darauf angewiesen ist, sich um französische Literatur speciell zu kümmern, darf heut

*) Ueber Oppermann's Leben und Wirken siehe C. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Neue Folge (Berlin, Kortkamp 1870), Bd. II. S. 281—294.

zu Tage, ohne sich schämen zu müssen — Gott sei Dank! — frank und frei gestehen, daß er weder das eine noch das andere dieser unsterblichen Werke gelesen hat. Vor 25 Jahren war das anders. Da war, bevor ihm die Geheimnisse von Paris den Rang abliefen, der Graf von Monte Christo in Jedermanns, und noch mehr in jeder Frau Händen. Jeder „Gebildete“ (und Verbildete) mußte ihn gelesen haben. Man übersetzte ihn um die Wette. Eine Uebersetzung abscheulicher, als die andere. Vor Allem: kleiner Druck, stumpfe Lettern, graues Papier. Die deutsche Jugend opferte das Licht ihrer Augen, um diesen Chimborasso von Zweideutigkeiten, Nachtseiten, Geschmacklosigkeiten, Tollheiten, Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten zu verschlingen. Auch fiel es keinem guten Deutschen damals auf, daß dieser französische Roman ganz endlos lang sei. In Frankreich war man dahinter gekommen. Es hatte nämlich damals eine französische Birch-Pfeiffer den „Grafen von Monte Christo“ dramatisirt. Das Stück spielte fünf Abende hinter einander. Der Pariser Charivari, der damals so recht in seiner Blüthe stand, brachte zwei Bilder, das Eine: „Wie Einer in den Grafen von Monte Christo hinein geht“, das Andere: „Wie derselbe wieder herauskommt.“ Jener war ein junger Fant à quatre épingles, lockendustend, leichtfüßig, das Monocle im Auge, den Hut auf dem linken Ohr. Dieser war ein schlotteriger, kahlhäuptiger, schwerfüßiger Alter, der in Pelz gehüllt sich am Stabe nach Haus schleppt. In Deutschland dagegen erinnere ich mich wohl einer Anzahl von Conversationen über den Grafen von „Monte Christo“, aber ich glaube nie die Bemerkung gehört zu haben, daß er zu lang sei.

Ich bin in der Chronologie der Romane nicht sattelfest, führe auch über dergleichen nicht Buch, sondern schreibe aus dem Gedächtniß. Ich glaube jedoch, der erste deutsche Roman von ansehnlicher Leibeslänge waren die neunbändigen „Ritter vom Geißt“ von Karl Gutzkow. Die Länge des „Grafen von Monte Christo“ hatte man, weil sie französischen Ursprungs war, ohne Murren entgegen genommen. Von den 9 Bänden der deutschen „Ritter vom Geißte“ (die übrigens in der neuesten, sorgfältig überarbeiteten fünften Auflage — Berlin, Janke, 1870 — auf 4 zusammen geschmolzen sind) murrte man; und der Dichter des Romans, der sein Publicum kennt, hatte sich vorgesehen. In der Vorrede nämlich erläuterte er sein Princip. Er nannte seine neue künstlerische Form den „Roman des Nebeneinander.“ Er setzte sich in bewußtem Gegensatz zu den französischen Romanen von Eugen Sue und Alexander Dumas Vater, — zu dem „Grafen von Monte Christo“, den „Geheimnissen von Paris“ und dem „ewigen Juden“, — zu jenen Feuilleton-Bandwürmern, die bruchstückweise, täglich ein Fragment, abgehen und sich ewig erneuern, indem sie irgend ein spannendes oder das Ohr reizendes Moment hinterlassen, welches den Uebergang vermittelt zwischen den

endlos aufeinander folgenden Bildern und Scenen. „Das ist der Roman des Nacheinander“, sagte Karl Gutzkow (ob ich wörtlich richtig citire, weiß ich nicht, aber für richtige Wiedergabe des Sinnes stehe ich ein), „das sind die chronologisch an einander gereihten Scenen mit ihrer klassischen Unglaubwürdigkeit, diese herrlichen, farbenreichen Gebilde, — aber doch nur Gebilde des Falschen, Unmöglichen, willkürlich Vorausgesetzten; ich biete Euch statt dessen einen Roman, nicht minder reich an Scenen und Bildern, aber es ist der Roman des Nebeneinander, der die Zwischenglieder zwischen den entscheidenden Momenten nicht mechanisch, sondern organisch ausfüllt; so daß die Willkür der Erfindung durch den lebendigen Organismus des Ganzen ersetzt wird; Ihr werdet nicht mehr einen einzelnen Abschnitt des Lebens, Ihr werdet den ganzen Kreis der modernen Weltanschauung mit einem Schlage überblicken.“

Man kann wohl darüber streiten, ob das Princip Gutzkow's künstlerisch richtig ist. Das wird man aber zugeben müssen, daß er der Verwirklichung dieses Princip's in seinen beiden großen Romanen, den „Rittern vom Geiste“ und dem „Zauberer von Rom“ sehr nahe gekommen ist, dort auf politisch-socialen, hier auf kirchlich-religiösem Gebiet. Ich benutze die Gelegenheit, um hier öffentlich den Wunsch auszusprechen, daß uns eine ebenso billige und sorgfältig überarbeitete neue Ausgabe, wie die oben erwähnte der „Ritter vom Geiste“, auch von dem „Zauberer von Rom“ geboten werde. Der Stoff des letzteren wird gegenwärtig praktisch wichtig und interessant. Man kann sagen, daß Gutzkow mit dem einen Roman ebensogut kirchliche Erscheinungen des Jahres 1870 anticipt hat, wie mit dem anderen politische des Jahres 1866. Dieses gleichsam divinatorische Vorgreifen beweist, wie enge es mit den Strömungen der Gegenwart, namentlich mit den tiefer gehenden, zusammenhängt.

Albert Oppermann nun hat Letzteres mit ihm gemein. Auch ihm ist der Wogenschlag der Zeit stets mitten durch das nun gebrochene Herz gegangen. Aber er hat eine Eigenthümlichkeit, welche das ersetzt, was ihm an dichterischer Gestaltungskraft und Universalität abgeht. Bei Oppermann ist die Beschränkung das, was ihn groß macht. Er ist der ächte Sohn der niedersächsischen Erde, und durch tausend Jahre mit ihr verbunden. Es ist vor Allem sein niedersächsischer Volksstamm, sein Kurstaat Hannover (der später unter der prätentösen Flagge des „Königreiches“ dem Ende aller Dinge, d. h. dem Untergange, zusteuerte), seine Vaterstadt Göttingen und die Nachbarstadt Kassel, seine Adoptivstadt Nienburg, und die hannoversche Grafschaft Hoya, wo er zu Hause ist; zu Hause nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit der letzten 3—4 Generationen. Ursprünglich wollte er, wie er mir in den letzten Tagen seines Lebens anver-

traute, seinen Roman betiteln: „Bis an das Ende aller weltlichen Dinge,“ oder „Wie es war und wie es geworden.“ Die letztere Bezeichnung entspricht eigentlich am besten der wirklichen Natur dieses großen culturhistorischen Tableaus von säcularer Bedeutung. Es ist das streng historische Moment der einander folgenden Ereignisse, verbunden mit der Schilderung der Culturzustände einer jeden Generation durch alle Schichten der dortigen Gesellschaft. Es ist ein Versuch, das „Nacheinander“ mit dem „Nebeneinander“ zu verbinden, durch den Kitt pragmatischer Darstellung. Sehen wir, wie dieser Versuch gelungen.

Die Construction des Oppermann'schen Romans ist folgende: Er führt uns um das Jahr 1770 nach Haustedt, einem kurfürstlich hannoverschen Landstädtchen an der unteren Weser, das wohl mit Hoya, dem früheren Wohnsitz des Verfassers, einige Verwandtschaft hat. Er öffnet uns das Schloß der Gräfin, die Ritterstube des landsässigen Adels, die Häuser der Beamten und Bürger, und den Rathskeller, welcher nämlich den Mittelpunkt des Orts und geistig den Centralpunkt der Gesellschaft bildet und dirigirt wird von Herrn Krummeier, nach dessen Tode aber von dem Oberkellner Harry Knickmeyer, welcher die schielende Nichte und Universalerbin des Wirthes geheirathet hat und von den Stammgästen mit einer etwas weitschweifigen Vertraulichkeit der „Unterweser-Oberseelöwe“ genannt wird. Dazu kommen denn noch Landgeistliche, sowie Bauern von den umliegenden Meierhöfen, welche letztern sich einer eigenthümlichen verwickelten Rechtsordnung erfreuen, und dadurch öfters Stoffe zur Schürzung des Knotens liefern. Eine Bäuerin, die Frau Dummeier, wird Amme bei der Gräfin, und es ist interessant zu beobachten, in welcher grundverschiedener, derb realistischer Weise Oppermann, im Vergleich zu Berthold Auerbach, das Problem der Verpflanzung einer solchen Frau in vornehme Kreise, ihrer halben Acclimatisation hier, ihrer Entfremdung dort, und die sich daraus ergebenden Conflict und Leiden behandelt. Der niedersächsische Bauer Dummeier ist etwas handfester gerathen als der Tyroler oder Oberbayer Hansi.

Dies ist der Stock der Gesellschaft, welche der Verfasser durch drei Generationen, durch neun Bände und durch ein ganzes Jahrhundert hindurch — vor der Sündfluth, während der Sündfluth, nach der Sündfluth, unter der Fremdherrschaft und im Welkenreiche, ferner auch in den benachbarten Territorien, an den Ufern der Werra und Fulda, am Fuße des Meißner, in der Hansastadt Wien, in dem Dlmüz des Bischofs, in dem Wien des Congresses, in dem Neapel der Lady Hamilton und ihres Seehelden Nelson, in dem Kopenhagen der Königin Mathilde und des Doctors Strümpsen, in dem Nordafrika der Barbarenken, in dem Washington Jefferson's und dem Newyork Baring's — sich bewegen läßt.

Die Mannigfaltigkeit und Buntheit, welche durch diesen Reichthum an Schauplätzen und Zeiten der Handlung bedingt ist, wird noch vermehrt durch die Liebhaberei des Verfassers, die Personen zu häufen, namentlich auch die Nebenpersonen stets massenhaft auftreten zu lassen. Die letztgenannte Neigung wächst, je weiter der Roman vorschreitet und sich unserer jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart nähert. Jede interessante Persönlichkeit, welche mit dem Verfasser in Berührung gekommen ist, jeder wunderliche Kauz, jedes Original, die ihm einmal über den Weg gelaufen sind, hat er eingefangen wie einen Schmetterling, ihn an die Nadel gespießt, ihn hübsch auseingefaltet und in den weiten Räumen seines Romans zur Schau gestellt. Dies ist namentlich der Fall für die letzten 40 Jahre, während deren der Verfasser selbst auf der Bühne des deutschen Lebens einhergeschritten; hier nennt er die Leute auch stets bei ihren wirklichen Namen, er gibt Porträts, Photographien und Silhouetten von Zeitgenossen.

Diese Beschaffenheit des Werks macht es selbst einem aufmerksamen Leser manchmal ein wenig schwer, den Faden der Geschichte in der Hand zu behalten, namentlich wenn man nicht den ganzen Roman auf einmal, sondern, wie das bei einem solchen Umfange und bei dem successiven Erscheinen nicht anders möglich ist, nur mit Unterbrechungen liest. Es geht einem da, wie so manchmal im praktischen Leben. Da kommt Jemand und prätendirt, ein alter Bekannter zu sein. Man erinnert sich auch seiner, aber man „kann im Augenblick doch nicht recht darauf kommen, wo man ihn hinthun soll.“ Oder es kommt gar wie in einer alten gemüthlichen Posse, die ich vor vielen Jahren in dem Wiener Vorstadttheater sah. Der Herr Graf zeigt auf einen Dritten und fragt seinen eigenen Diener: „Staberl, sieht dieser Herr dem Dingsda nicht sehr ähnlich? Und Staberl antwortet:

„Wen Ihre Gnaden meint, weiß ich zwar nicht;
„Doch hat er ein sehr ähnliches Gesicht!“

Erkennt man auch die Person wieder, so muß man sich doch mit einiger Anstrengung auf die Voraussetzungen besinnen, unter welchen man sie früher kennen zu lernen die Ehre hatte, und welche doch maßgebend sind und sein müssen für ihr neues Auftreten. Die sich aus den weitverzweigten, mannigfaltigen und ihrem zeitlichen Umfange nach colossalen Handlungen ergebenden Schwierigkeiten werden noch vermehrt durch das Aufeinanderfolgen so vieler Generationen, welche sich ehelich und äußerlich kreuzen, so daß die Aufstellung eines Stammbaumes oft ebenso erwünscht als schwierig sein würde.

Dadurch, daß der Kurstaat Hannover von dem König von England beherrscht wurde, nahm derselbe damals an den europäischen und außereuropäischen Verwickelungen in höherem Grade, als ein gewöhnliches deutsches Terri-

torium, Antheil, wengleich nur Leidenden Antheil. Dieser Umstand gab dem Verfasser Gelegenheit, die handelnden Personen, welche fast alle dem niedersächsischen Boden entsprossen sind, von da nicht nur nach den übrigen deutschen Ländern und Gauen hinüber zu führen, sondern auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus zu verpflanzen. Ich weiß nicht, ob ich dies die Stärke oder die Schwäche des Werkes nennen soll, wäre aber für meine Person geneigt, eher das letztere zu thun, und zwar aus folgenden Gründen:

Wenn uns der Verfasser nach Neapel, Florenz und Naya; nach New-York, Washington und Pittsburg; nach Tunis, Tripolis und Suwan führt: so wird sich mancher stoffhungrige Leser dieser bunten Mannigfaltigkeit des Werkes erfreuen, aber der künstlerische und historische Werth des letzteren leidet darunter; der künstlerische, weil die Einheit der Handlung zu sehr beeinträchtigt wird; der historische, weil das sittengeschichtliche Moment, offenbar das bedeutsamste in dem Roman, dadurch öfters auf längere Zeit ganz zurücktritt.

Für Amerika hatte Oppermann eine ganz besondere Veranlassung; er war nämlich durch die Familie des Doctor Justus Erich Bollmann, eines Hannoveraners, der ein wechselvolles Leben in Oestreich, England, Frankreich und Nordamerika geführt und von dem uns schon Varnhagen von Ense ein Lebensbild in seinen „Denkwürdigkeiten“ (Band I.) gegeben hat, in den Besitz der Briefe gelangt, welche derselbe am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts an seinen Vater geschrieben hat. Es ist wahr, diese Briefe sind für uns sehr interessant und lehrreich, sowohl in Betreff der damaligen politischen und socialen Zustände der jung aufstrebenden Union, als auch in Betreff des Verhältnisses und der Wechselwirkungen zwischen ihr und dem altersschwachen, von tausend Krankheiten und Schmerzen damals heimgesuchten Europa. Aber es fehlt doch immer etwas an Fleisch und Blut. Es ist mehr Studium als Dichtung. Wir würden es, apart servirt, besser goutiren, als eingekocht in dieses Chaos von Roman.

In Süditalien, das ich aus eigener Anschauung kenne, ist der Verfasser nicht stets genau orientirt, und obgleich ich hinsichtlich Tunis, Tripolis und Suwan ein Gleiches nicht von mir versichern kann, so zweifle ich doch kaum daran, daß der Dichter seiner Phantasie in Bezug auf Land und Leute mehr freies Spiel gestattet hat, als es in einem so ernsthaften culturohistorischen Werke zulässig sein dürfte.

Ich maße mir nicht an, Kunstrichter zu sein, und mich interessirt der Inhalt mehr als die Form. Ich muß aber gestehen, ich freue mich allemal, wenn der Verfasser seinen Pegasus aus dem asirantischen „Paradiese von Suwan“ und den Barbaren von Pittsburg oder von Naya wieder zurücklenkt auf den norddeutschen, auf den niedersächsischen Boden, den er kennt

wie kein Zweiter, den er liebt wie kein Zweiter, und den er deshalb auch schildert wie kein Zweiter. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft.

Ich habe bisher beinahe mehr von den Mängeln und Schwächen des Werks als von den Vorzügen und Tugenden desselben gesprochen, und dadurch vielleicht dem Leser ein falsches Bild gegeben; denn die Vorzüge überwiegen unendlich die Mängel. Sprechen wir nun, um den Fehler wieder gut zu machen, von den Vorzügen.

(Schluß folgt.)

Holland in Noth.

I.

Haarlem, 18. December 1870.

Daß wir hier täglich darüber nachdenken, was aus unserm kleinen Staate nach den Begebenheiten und Erfahrungen der letzten Monate werden soll, ist einleuchtend. Aber die Antwort auf diese Frage ist nicht so einfach. Daß unser bisheriger Zustand nicht bleiben kann, ist selbstredend. Die Gegensätze zwischen den Nationalitäten sind einerseits bedeutend verschärft, die verschiedenen Charaktere der Völker haben sich deutlicher gezeichnet und geschieden, andere fühlen sich wieder mehr zu einander angezogen.

Betrachten wir unser Verhältniß zum Ausland, oder wenden wir unsere Augen auf unsere inneren Angelegenheiten, dann ergreift uns Mißbehagen, und Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Wir fühlen, daß etwas Anderes aus uns werden muß, als wir jetzt sind. Wir können unser „beschauliches Stillleben“ (wie Prof. Buis es nennt) nicht fortsetzen, ohne in die Gefahr zu kommen, in den Todesschlaf zu fallen. Aber woher die Kraft zu einem neuen Leben nehmen? Wie soll der Entschluß geboren werden und zur That heranreifen, um mit der Vergangenheit mit einem Male zu brechen? Daß diese Frage sehr berechtigt ist, obgleich wir nicht im Stande sind, sie genügend zu beantworten, wird bei einer nähern Beleuchtung der hiesigen Zustände erklärlich. Denn trotz des Mißbehagens, das wir empfinden, ist der größte Theil der Nation doch noch weit davon entfernt, ihre Lage zu begreifen. Man will sich nicht gestehen, daß fast Alles bei uns an Schlassheit und Halbheit leidet, die jeden energischen Fortschritt hemmt.

Man denkt, daß die Dinge sich von selbst entwickeln werden, — auf